

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Biographien

Heidelberg, 1.1875 - 6.1901/10(1935); mehr nicht digitalisiert

Gräbener, August

urn:nbn:de:bsz:31-16275

»ultramontanen« Kollegen Förderer — auch diesen deckt die Erde — und mit einer Priße Logbeß wurde Versöhnung gefeiert, was natürlich den Dekan Förderer nicht abhielt, wenige Minuten später dem Kollegen Geßler kräftig zu antworten. — Mit ihm schied von uns ein guter, braver Mensch, ein ehrenwerther, lebenswürdiger Charakter; er hinterließ eine Wittwe mit drei blühenden Kindern. — Ein fröhlicher Sänger lebt er unter uns fort. Wir schließen mit dem poetischen Scheidegrüße, den der Schriftsteller Wilhelm Jensen den Manen Geßlers unmittelbar nach dem Hinscheiden des Freundes in der Lehrer Zeitung weihte:

„In liches Buchengrün aus Frühlingstagen
Wob sich ihm ein manch echtes Lorbeerblatt —
Den Kranz, den seine Stirn verdient getragen,
Ihn hüte dankbar seine Vaterstadt!“

Karl Mayer.

August Gräbener

entstammte einem der Geschlechter, die in Folge fremden Unrechts und eigener Tüchtigkeit in einer neuen Heimath zum zweiten Male das schwere Werk, der Familie ein Fundament zu bauen, vollbringen mußten. Er war der Sproß eines österreichischen evangelischen Adelsgeschlechtes, das zur Zeit der österreichischen Ferdinande, im siebzehnten Jahrhundert, aus den Kärnthener Alpen in's Voigtland und von da in's Hohenlohische auswanderte und endlich in Baden eine neue Heimath fand. Seine arm gewordenen Vorfahren eroberten sich im bürgerlichen Leben einen geachteten Platz, und der am 13. November 1809 als Pfarrerssohn zu Leibenstadt geborene August Gräbener hat von seinen glaubensstolzen und entfugungskräftigen Ahnen zwar nicht den Adelstitel geerbt, aber die vornehme Geringschätzung äußerer Güter und Ehren, die schlichte Treue in Prinzipienfragen, die Ehrerbietung vor dem, was bleibt im Wechsel der Zeiten und Geschicke, das Mißtrauen gegen Tagesgrößen und Tagesparolen. Von seinen Vätern her, die in dem ergreifenden Kampfe der evangelischen Stände Oesterreichs gegen ihre unduldsamen Landesherren eine Rolle gespielt haben mochten, freute sich sein Blut, so oft er zur Minorität gehörte, war es ihm eine Genugthuung, mit zäher Beharrlichkeit am alten Rechte zu hangen, während die Andern, den Machtprüchen der Zeit gehorsam, geräuschvoll Uebergang zur Tagesordnung forderten. — Die Kosaken, die im Jahr 1814 singend durch Adelsheim ritten, der russische Offizier, der im folgenden Jahre das gastfreie Pfarrhaus wieder aufsuchte und sich verwunderte, wie groß der kleine Sohn seines Quartierherren inzwischen gewachsen sei, blieben in seinem Gedächtniß haften. Aber die Eindrücke von jener Epoche, die er aus den Erzählungen der ihn erziehenden Generation erhielt, waren nicht die gleichen, die unsere heutige Jugend von jenen Tagen empfängt. Die evangelischen Pfarrhäuser Süddeutschlands erlebten nur die Last jenes Krieges, nicht seine Schrecken und seine Großthaten, und den gewaltigsten Eindruck empfingen sie nicht von der That der Befreiung selbst, sondern von der geschaffenen Neuordnung Europa's, von der Stiftung des Friedensbundes, der für die Ewigkeit die Eintracht der Staaten und das Fortschreiten der christlichen Kultur zu verbürgen schien. Und in dieser Neuordnung war auch der Deutsche Bund ein wohlgefügt, durch fromme Hoffnungen gesegnetes, durch Verträge geheiligtes Glied. Durch die neudeutsche Geschichtsschule unterrichtet, haben wir heute ein anderes Urtheil; aber mit Verständniß und Theilnahme schauen wir auf einen Mann, der von der Ueberzeugung, die ihm aus den Eindrücken seiner Jugend erwachsen, nicht gänzlich lassen konnte und, so sehr er sich über die Errichtung des Deutschen Reiches freute und so lieb er den Gründer desselben, den glorreichen Kaiser Wilhelm, gewonnen hat, doch den Prager Frieden niemals völlig zu verschmerzen vermochte. — Während

die Funken der Begeisterung, die aus dem Feuer der Freiheitskriege flogen, der Wind damals noch von Süddeutschland wegwehte, fielen von einer anderen Seite zündende Flammen in die Seele des prächtig aufblühenden Knaben. Wenn der Steiner Dekan die Steige hinabstieg dem von Karlsruhe heimkehrenden Gymnasialisten entgegen, grüßten sich Vater und Sohn schon von ferne mit leuchtenden Augen und riefen sich zu die jüngsten Großthaten des Griechenvolkes: Ypsilanti, Maurokordatos, Odysseus, Bogaris waren ihm noch im höchsten Alter erlauchte Namen, auf die er gerne zu reden kam, wie auf eine Liebe seiner Jugend. Sympathie mit unterdrückten Völkern, die für ihren Glauben und ihre Freiheit kämpfen, blieb eine seiner stärksten politischen Empfindungen; an persönlichem Heldenthum behielt er die lebendigste Freude. — Aus jenen Tagen, wo der helle Blick des Jünglings die Zeitgeschichte zu begreifen anfing, stammt wohl auch die uns oft so seltsam berührende Vorliebe für das englische Volk und die britischen Staatseinrichtungen. Canning's England hat den Schild über die Griechen gehalten, Palmerston's konservativ-demokratische Politik schien der Freiheit der Völker wie dem Rechte geschichtlicher Gewalten, der Herrschaft des Kreuzes wie der wirtschaftlichen Entwicklung Europas in gleichem Maße zu dienen. Und nach diesen Richtungen hin gingen auch Gräber's Gedanken und Hoffnungen. — Die Julirevolution machte auf den Bonner Studenten einen gewaltigen Eindruck; sie hat ihn nicht berauscht wie die damals mit der preussischen Herrschaft noch nicht völlig versöhnten Rheinländer, unter denen er lebte, sie hat ihn erschütteret. Noch vor den Augen des Achtzigjährigen stand Niebuhr's verstörtes Antlitz, auf das die Studenten mit scheuem Mitleid blickten, wenn der durch die Nachricht von den Pariser Ereignissen um den Verstand gebrachte Gelehrte auf einsamen Gängen ihnen begegnete. — Niebuhr's Ahnung, daß eine neue Barbarei hereinbreche, schien sich 19 Jahre später zu verwirklichen, als in den Maitagen des Jahres 1849 sich in Baden alle Bande der Ordnung auflösten. Nicht ohne persönlicher Gefahr sich auszusetzen, bekannte sich damals Pfarrer Gräber in einem der erregtesten Bezirke offen und entschieden zu seinem Fürsten. Die Erfahrung, daß der Festjubiläum der vorausgehenden Jahre in diesem wüsten Tumult endigte und daß auch seine braven Michelsfelder Bauern, so lange der Revolutionsrausch währte, wie unsinnig geworden waren, machte ihn für alle Zeiten mißtrauisch gegen lärmende Ausbrüche der Volksseele, auch gegen diejenigen, in denen sich ehrliche Liebe und Begeisterung kund geben. Er hielt nicht viel auf stürmische Huldigungen der Volksgunst, und je geräuschvoller die andern wurden, desto stiller war er selbst und hatte seine eigenen Gedanken dabei. — Auch in politischer und kirchlicher Hinsicht verhielt er sich skeptisch allen den Gemüthshebungen gegenüber, die von den rauschenden Schwingen der öffentlichen Meinung getragen werden. Er wußte aus Erfahrung, wie die herrschenden Stimmungen wechseln. Seinem starken Sinn für den Werth des Objektiven in der Welt widerstrebte der Subjektivismus auch in der Volksseele. — Weniger der Begeisterung für Individuen als der treuen Liebe zu Institutionen war sein Gemüth geneigt, und so war es kein Widerspruch, es war vielmehr folgerichtig, daß derselbe Mann, der ein abgesagter Feind alles Personenkultus gewesen, mit einer fast ritterlichen Zärtlichkeit an allen Gliedern seines Fürstenhauses hing. Thränenden Auges hat er den Sohn, der ihm in den traurigen Maitagen des Jahres 1849 geboren wurde, auf die Namen »Karl Friedrich Leopold« getauft. — Die treue Anhänglichkeit an die geschichtlich gegründeten Einrichtungen hatte ihren Grund in der Anlage seines Geistes und Charakters. In den wissenschaftlichen und kirchlichen Kämpfen der Gegenwart war ihm von Anfang an seine Stelle zugewiesen. Aller Widerstreit in der Philosophie und in der Theologie geht zurück auf die Auseinandersetzung zwischen dem Naturrecht der

Subjektivität und dem historischen Recht des objektiv Gegebenen, — ein Widerstreit, der auf religiösem Gebiet ein unendlicher ist und der Vater alles Lebens, da im Christenthum die Wurzeln beider Tendenzen haften. Mit klarer Entschiedenheit hat schon der junge Student die Richtung gefunden, in der seine Eigenart sich heimisch fühlte. So tief in Heidelberg Daubs »wundervolle Persönlichkeit« ihn ergriff, seine Hegel'sche Philosophie stieß ihn ab, ebenso der von Paulus vorgetragene Rationalismus. In Bonn fand er bei Ritsch, Augusti, und Bleek Anregungen für das ganze Leben. Hier gewann er die Ehrerbietung vor dem formulirten Bekenntnisse als dem schwer errungenen Ergebniß mühseliger Arbeit und harter Kämpfe. Hier, inmitten der katholischen Welt, ging ihm, theils im bewußten Gegensatz zu ihr, theils aber auch in Folge des tiefen Eindrucks, den ihre sich damals neu sammelnde Macht auf ihn übte, der Sinn auf für die organisirte christliche Gemeinde: für die Kirche. Die meisten Geistlichen werden von ihrer theologischen Ueberzeugung zu der Stellung geführt, die sie in den kirchlichen Fragen einnehmen. Bei Gräbener war geschichtlich wie prinzipiell die Kirche das erste, die Theologie das zweite. Gerade darin sah er das stolze Unterscheidungszeichen der Theologie von den andern Fakultäten, daß ihr kirchlicher Charakter wichtiger sei als ihr wissenschaftlicher, daß sie einer historischen Gemeinde zu dienen habe und nicht einem abstrakten Wahrheitsideal. Und dabei war er selbst wissenschaftlich tief veranlagt und besaß einen seltenen Reichthum theologischer Kenntnisse, der sich in einen weiten Kreis umfassenden Wissens einfügte. Sein Lernerifer, durch den er Jüngere beschämte, wurde von dem glücklichsten Gedächtniß unterstützt, das ihm treu blieb bis an den Tod. Aufmerksam beobachtete er den Gang der gelehrten Studien. Vor geordnetem theologischem Wissen hatte er Respekt, bei wem es sich auch finden mochte. Jede aufrichtige Geistesarbeit, wenn sie nur in die Tiefe ging und demüthig blieb, war ihm werthvoll. Aber das selbstgefällige Auskramen kritischer Hypothesen als gesicherter Ergebnisse der Wissenschaft, das unausbleibliche Uebel, wenn mächtig begabte Köpfe ausschließlich mit Kritik genährt werden, war ihm verhaßt. Da konnte er in grimmiger Ironie losbrechen. Auf's schärfste verurtheilte er es, wenn einer auf die Worte des Lehrers schwor. — Wer ihn nun aber für einen starren und kalten Kirchenmann halten würde, thäte ihm Unrecht. Hierarchische Neigungen waren ihm völlig fremd. Das Verfassungsleben unserer Kirche ward ihm je länger je mehr theuer und werth. Nicht Orthodoxyismus war die Seele seiner Kirchlichkeit, sondern der stille, schlichte Herzensglaube, der, wenn es galt, vor der Welt bekannte, sonst aber schen sich vor ihr verbarg, vor allem frommen Reden sich fürchtete und in der Wärme und Herzlichkeit, der Milde und Gelassenheit, der Lauterkeit und Liebenswürdigkeit seines Wesens sich auslebte. Es lag eine stille Würde in seiner Erscheinung, herzbewegend, wenn der schöne Greis auf der Kanzel stand und gewaltig wie ein Prophet mit wuchtigen Worten die Gewissen traf, — hinreißend, wenn sein Antlitz aufleuchtete von einem plötzlichen Einfall behaglichen Humors, oder wenn er freundlichen Mundes mit einem seiner Enkelkinder scherzte oder mit seinen schönen blauen Augen, die, bis sie im Tode brachen, scharf und hell blieben, an dem Prachtbau seiner Hausreben emporblickte. Unnahbar für gemeine Seelen, zurückhaltend bei Fremden, war er von überwältigender Freundlichkeit gegen die, welche er kannte und schätzte. Bei fremdem Leid floß seine Seele über von Mitgefühl; alle Unglücklichen waren ihm verwandt. Er war innerlich vornehm genug, um sich über die Formen hinwegsetzen und auch einmal derb sein zu dürfen. Und doch war er, wenn es darauf ankam, Meister der Formen und neben der schlichten Schönheit und gehaltvollen Würde seines Benehmens schien das Formenwesen der Andern geistlose Ziererei. So war er ein Mann, an dem jeder, der am Menschthum Freude

hat, sich erquicken mußte, der jedem, der weiß, was Religion ist, den Eindruck machte: das ist ein Christ aus dem Kern seines Wesens heraus. — Wer mag den Ursprüngen des religiösen Lebens nachgehen? Sie verlieren sich in die dunklen Regionen des Unbewußten. Aus seinem väterlichen Hause her, von dem Herzen seiner als arme Pfarrwittwe einen schweren Kampf siegreich kämpfenden Mutter und vor allem in der Lebensgemeinschaft mit seiner frommen und treuen Gattin, die ihm in allen Stücken ebenbürtig war, mag ihm diese Frömmigkeit gewachsen sein. Er selbst wies in seinen Aufzeichnungen auf den Verkehr hin, den er als Pfarrverweser von Feuerbach mit den religiös lebendigen Baseler Kreisen pflegte, sowie mit frommen Männern und Frauen seiner Gemeinde. Den Anregungen von dieser Seite schrieb er die Vertiefung seines religiösen Lebens zu. Vor allem verdankte er dem Umgang mit den Baseler Christen das warme Interesse für die Heidenmission, die er mächtig förderte. Er steht in vorderster Reihe unter denen, welche die Mission in unserem Lande volksthümlich machten. — In Feuerbach, wo er bei kargem Gehalt das Pfarrgut selber baute, Acker, Wiesen und Weinberge, erwarb er sich auch die reichen volkswirthschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen, die er später in mannigfacher Weise zum Wohle seiner Gemeinden zu verwerthen wußte. Die Einzelheiten des landwirthschaftlichen Betriebes kannte er so genau wie ein erfahrener Bauer, und in allen ökonomischen Fragen wußte er Bescheid, nicht durch Bücherstudien, sondern durch hellläufige Beobachtung der Dinge. Mit der Natur lebte er in inniger Vertraulichkeit. Er beobachtete sie unausgesetzt und durch seine Seele ging der Widerschein ihres Lebens. — In Predigt und Unterricht, Seelsorge und Verwaltung ein mustergiltiger Pfarrer, brachte er die erste Hälfte seiner sechzigjährigen Amtsthätigkeit in den Gemeinden Feuerbach, Michelsfeld, Bretten und Königsbach zu, die zweite Hälfte in Neckarbischofsheim. Als er die erste Stadtpfarrei daselbst überkam, war mit ihr noch das Dekanat verbunden. In Neckarbischofsheim feierte er 1881 sein Amtsjubiläum; hier ward ihm so manches ehrende Zeichen der Werthschätzung seines Landesbischofs und der obersten Kirchenbehörde zu Theil; hier waltete er seines Amtes, in wunderbarer Frische bis zum Beginn des Winters 1890/91, in ungebrochener Pflichttreue bis zum Beginn des Todeskampfes. Am 9. April 1891 ist er heimgegangen. Immer wieder hat seit Bestehen der Kirchenverfassung das Vertrauen der Diözese ihn an ihre Spitze gerufen, ihn als Abgeordneten in die Generalsynode gesandt. Es ist dies beispiellos in unserer Landeskirche. Und beispiellos ist wohl auch das Verhältniß zwischen ihm und den Geistlichen der Diözese gewesen. Er besaß in hohem Maße die Gottesgabe, das Steuerruder zu führen. An Geist und Wissen Allen überlegen, in biederem Wohlwollen jedem Einzelnen zugethan, ein Meister der Geschäfte und in deren Ausführung ebenso milde als gerecht, wurde er von Allen als der »Erste von rechtswegen« in Ehren gehalten und zugleich wie ein Vater geliebt. Er war zu geistvoll, als daß er engherzig, zu fromm, als daß er ein Parteimann hätte sein können. Nicht nach ihrer Richtung beurtheilte er die ihm unterstellten Pfarrer, sondern nach ihrer Pflichttreue. So ist denn auch keiner seit einem Menschenalter in der Diözese gewesen, der nicht mit Verehrung seiner gedächte, und das allgemeine Gefühl, das er zurückließ, ist das, verwaist zu sein. — Den reichsten Segen aber hat die Gemeinde Neckarbischofsheim von ihm empfangen. (Vgl. Karlsruher Zeitung 1891 Nr. 143.)

Amalie Haizinger

(zu Theil I, 332)

starb zu Wien, wo sie bis zu ihrem Ableben mit großem Beifall im Rollenfach der komischen Alten wirkte, am 10. August 1884.